



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kohn, Albin: Das Leben in der australischen Wildniß : nach der Schilderung
eines Emigranten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Frankreich. Daß Herr Reville einen so bösen und kriegerischen Professor überhaupt nicht lieben kann, wird jeder Einsichtige nur billigen können. So fällt er denn auch bei anderer Gelegenheit Mommsen an. Es ist davon die Rede, daß Bercingetorix in Alisia eingeschlossen, die erste „levée en masse“ in Frankreich ins Werk setzen will, während er auf dem bedrohten Punkte ausharrt. „Dieses ritterliche Zutrauen in seine Landsleute macht aus ihm den rechten Nationalhelden nach unserm Herzen. Professor Mommsen wirft gerade dieses ritterliche Wesen unseren Ahnen vor, sie sind ihm nicht politisch und realistisch genug! Nun wir lassen uns diesen Vorwurf ruhig gefallen, seinen Vorfahren hat man ihn niemals gemacht!“ Das ist ein tiefer Kenner deutscher Geschichte. Ob der wohl je von den Sachsen- oder Hohenstaufenkaisern gehört hat?

Eine Widerlegung dieser wunderlichen Blasen, welche aus der trüben Gährung der eiteln Selbstverblendung des Franzosenthums aufsteigen, ist dem Leserkreise dieser Blätter gegenüber unnöthig. — Bei allem unfreiwilligen Humor hat die Sache aber doch eine recht ernste Seite. Wenn Schriftsteller in einem der gelesensten Journale Frankreichs, welches ausschließlich sein Publikum unter den höchsten Bildungskreisen des Landes findet, solchen Unsinn schreiben dürfen, ohne widerlegt zu werden, nur weil damit ein siegreicher Gegner geschmäht wird, so ist wahrlich wenig Aussicht vorhanden, daß jemals andere Gefühle als blinder Fanatismus und tückische Feindschaft, die nur durch Furcht zu bändigen sind, gegen uns zur Geltung kommen werden.

H. v. Clausenitz.

Das Leben in der australischen Wildnis.

Nach der Schilderung eines Emigranten von Albin Kohn.

Hundert englische Meilen vom nächsten Hause und dreihundert Meilen von dem nächsten Städtchen, in der Gesellschaft noch drei anderer Personen, von der übrigen Menschheit abgeschnitten — so schreibt ein polnischer Emigrant, welcher in Australien lebt — wende ich mich in meinen Gedanken in freien Augenblicken der Heimath zu. Dieses bescheidene Vergnügen wird dem aus Europa stammenden Australier jedoch sehr erschwert, weil Australien auf der andern Seite des Aequators liegt und in Folge dessen die Jahreszeiten verschoben sind. Wenn nämlich bei Euch Winter ist, und feuchter Schnee vom

Winde über die Ebene getrieben wird, zeigt hier Fahrenheit im Schatten 120 Grad, und der Wind, der bei uns hier weht, kühl nicht, sondern brennt und benimmt mit heißer Blut den Athem. Betrachten wir das Stück Wüste, in welcher ich mich ansiedeln mußte. Es ist eine Hochebene. Gegen Süden lockt ein See mit seinen kühlen Fluthen, welche in der Nähe der Ufer glatt wie ein Spiegel, ruhig wie der Tod sind; man bemerkt auch nicht die kleinste Welle auf seiner Oberfläche und nur in der Mitte bewirkt der über die weite Fläche dahinziehende Lufthauch eine leichte Bewegung, welche sich in kleinen silberglänzenden Wellen kund giebt. Ueber der Oberfläche des Sees ist die Luft eigenthümlich verdichtet, vibriert so seltsam, daß Flämmchen aus ihr zu sprühen scheinen und das Auge ermattet und wird schmerzlich affizirt, wenn es diesem ungewohnten Spiele der Luft und des Wassers zuschaut. Ein dunkler Wald von Gummibäumen schließt den Horizont in dieser Richtung. Gegen Norden, am Abhange des Höhenzuges, ist jener Wasserpiegel so hell, daß er die Augen blendet, und so groß, daß man seine Grenzen nicht sieht. Es ist dies — der Salzsee. Eine Schicht Salz von ein, zwei und drei Zoll Dicke bildet den ungeheuren Spiegel, welcher sich in der Ferne von glänzend weißer Farbe in der Nähe in schmutzigem Weiß darstellt. Im Westen ist die Wüste öde, von der Sonne verdorrt; zwischen ihr und dem Himmel existirt nichts, bis auf die Myriaden von Feldgrillen, Ameisen und Schlangen. Die Ausdehnung der Wüste reicht viel weiter als das Auge zu sehen vermag. Im Osten verwandelt sich diese Wüste in eine fruchtbare Steppe, welcher Baumgruppen und Schafherden ein eigenthümliches Gepräge geben. Dieses Stückchen Erde bildet ein sonderbares Duodlibet, eine wahre *Silva rerum*, und die Tausende von Schafen, welche in dieser Steppe fröhlich weiden und die nach der Schur, ehe sie ihren Wollwuchs ergänzen, weiß wie Schnee sind, verleihen diesem schönen Landschaftsbilde ein idyllisches Aussehen.

Auf dem die Gegend beherrschenden Höhenzuge stehen unsere beiden Häuschen, d. h. unsere Wohnung und unsere Küche, welche mit ihren zimmernen Dächern kühn himmelanstreben und dem Wanderer schon von weiter Ferne zurufen, daß hier Menschen wohnen. Der Gesamtanblick dieses Bildes ist großartig. Dem Australier braucht man es nicht zu beschreiben; ihm ist es klar in dem einzigen Worte „Station“ ausgedrückt. In einer solchen Station habe ich meine Penaten untergebracht. Man hört hier von der übrigen Welt nichts, und die letzten Nachrichten, welche (am 8. Februar 1877) hierher gelangt sind, bezogen sich auf die „Bulguarian atrocities.“ Von da ab ist der politische Faden abgerissen, — aber dies macht uns wenig Kummer, denn wenn sich der Squatter erst mit der Wüste vertraut gemacht hat, ersetzt ihm die Station die ganze Welt. Die „Station“ hat auf diesem Kontinente eine

ungeheure Bedeutung; ehe ich sie jedoch näher beschreibe, muß ich einige Einzelheiten mittheilen.

Australien kann in das entdeckte und unentdeckte getheilt werden; zum letzteren gehört das ganze Innere des Landes, das noch kein Fuß eines Weißen betreten hat. Der entdeckte Theil besteht aus dem bewohnten und unbewohnten. Zum letzteren gehört die ganze Nordküste, der erstere ist in sieben Kolonien getheilt. Die östliche und westliche Kolonie, Queensland und Perth, sind noch sehr spärlich bevölkert; die drei südlichen, New South Wales, Victoria und South Australia, mit den Hauptstädten Sidney, Melbourne, Adelaide, bilden den Kern dieser jüngsten Welt; im Süden des Kontinentes liegen die Inseln Tasmania, ehemals Van Dimensland und Neu-Seeland, von denen jede eine Kolonie für sich bildet. Jede dieser sieben Kolonien hat ihren Gouverneur, ihr Ministerium und ihr Parlament. Die Gouverneure oder Statthalter ernannt die Regierung in London, die beiden anderen Regierungsorgane werden ausschließlich von den Kolonien erwählt. Das ganze Land besitzt nicht mehr als zwei Millionen weißer Einwohner, und ist dadurch charakteristisch, daß es weder eine regelmäßige Armee, noch Miliztruppen besitzt, gegen deren Einrichtung die Parlamente aller Kolonien protestirt haben. Ein Land, das so groß wie Europa ist, hat keinen einzigen Soldaten zu ernähren. Hieraus folgt jedoch noch nicht, daß es wehrlos ist; es ist im Gegentheil sehr wohl bewacht vom Meercerberus, wie hier die englische Flotte genannt wird. Die australischen Gewässer stehen unter der indischen Admiralität und einige Kriegsschiffe stationiren in den australischen Häfen. Jede Kolonie bietet ihre eigenthümlichen Beschäftigungen und erfordert Menschen von verschiedener Fachbildung. Eine andere Menschenklasse lebt in den Städten als in den Ackerbaudistrikten, und das Leben pulst hier ganz anders wie in den Bergwerbdistrikten, während wiederum die Wüste und die in ihr betriebene Viehzucht ganz andere Menschen erfordert.

Die Städte und Ackerbaudistrikte unterscheiden sich von den Städten und Ackerbaugegenden Europas nicht. Die Städte sind ungemein reich und der Handel ist in ihnen in hohem Grade entwickelt. Die Ackerbaudistrikte sind von Eisenbahnen und Chausseen durchschnitten und reichen gegen 200 englische Meilen ins Innere des Landes. Der Pflug dringt immer weiter vor und verwandelt die Wüste in fruchtbare Felder. Zwischen den Ackerbaudistrikten liegen die Bergwerbdistrikte, in denen Nichts mehr, was an Europa erinnern könnte, zu bemerken ist; hier verschwindet die Gesellschaft. Das Hauptmerkmal, welches das hier lebende Geschlecht von der übrigen menschlichen Gesellschaft unterscheidet, ist der Mangel der Familie. Wozu braucht der „Goldseker“ Frau und Kinder? Sie sind zu schwach, um aus den Eingeweiden der Erde

Gold herauszuschaffen. *Auri sacra fames* vertritt dem Goldsucher Frau, Kind und Welt; unter jedem Erdenkloße hofft er ein Stück Gold zu finden; freilich wird er häufig in seinen Hoffnungen getäuscht. Während einer Reihe von Jahren wurden hier zwar ungeheuerere Goldmassen ausgegraben, und viele Leute wurden ohne große Mühe reich; aber eine weit größere Anzahl ergraute in schwerer Arbeit, und fand entweder gar nichts, oder verzehrte das Gefundene, ehe sich der Schatz vergrößerte. Die Schätze werden nun immer rarer und die Zeiten, welche Korzelski (ein alter Emigrant) vor jenen zwanzig Jahren geschildert hat, sind unwiederbringlich dahin. Der Ballarat, Ararat, Bendigo, Dunolly, welche noch ganz vor Kurzem Goldströme spendeten, sind heute ganz erschöpft, oder bieten das Gold nur tropfenweise. Der Dunollykessel, wo vor etwa fünfzehn Jahren achtzigtausend Menschen wie eine Ameisenkolonie arbeiteten, ist jetzt öde und nur noch die zahlreichen Trümmer rufen die Vergangenheit ins Gedächtniß. An anderen Orten sieht man nur noch Chinesen, denn diese Söhne des Konfuzius besitzen hinreichende Geduld zur Goldgräberarbeit in den erschöpften Gruben; die Europäer kamen schon theilweise zu der Ueberzeugung, daß sie durch Weizenbau mehr als durch Goldgräberei verdienen.

Im Frühling beginnt der Hauptverdienst des Australiers, der die Schafschur bringt; da jedoch das Land sehr groß ist, tritt der Frühling nicht überall gleichzeitig ein. Im Norden beginnt er im September, im Süden im Oktober, auf den Inseln im November. Dem entsprechend beginnt auch die Schafschur, und da dies eine sehr einträgliche Arbeit ist — es wird für die Schur von hundert Schafen 1 Pf. (20 Schilling) oder 22 Mark bezahlt — ist auch die Konkurrenz eine sehr große, und die ganze Kunst der „Shearer“ besteht darin, so früh wie möglich auf dem Platze zu sein und das Scheren zu beginnen. Wenn die Schur an einem Orte beendet ist, geht der Shearer von Norden weiter nach Süden, und begibt sich endlich auf die Inseln. Da die Schurfaison bis vier Monate dauert, und mit Leichtigkeit hundert Schafe täglich geschoren werden können, bringt die Saison gegen 2640 Mark. Doch nur die Elite der Bewohner genießt diesen fetten Bissen; die übrigen müssen sich mit Handlangerarbeiten begnügen, zu denen das Herbeitreiben der Schafe, Einpacken der Wolle u. s. w. gehört, und wofür wöchentlich 1 Pf. oder 22 Mk. gezahlt wird. Während dieser Zeit wogt das Leben in der Wüste und überall herrscht Bewegung und Thätigkeit. Da nun jeder Mann in der weiten Ebene ein Pferd besitzt, sind während dieser Zeit auch viele Reiter hier zu sehen. Häufig sieht man dreißig bis vierzig ja noch mehr Reiter mit sonnenverbrannten Gesichtern und breitkrämpigen Hüten durch die Wüste jagen, was die Originalität des Landschaftsbildes nur noch vergrößert. Während dieser Zeit geht der Puls in den Stations-

sehr hoch und das Leben sprudelt über. Die Gläser machen ununterbrochen die Runde, die Tische beugen sich unter der Last der aufgetragenen Speisen, und eben so große Mengen bleiben übrig — für ungebetene, unerwartete Gäste. Wenn die Schafe geschoren sind und die Wolle mittels Dampfschiffen stromabwärts den Häfen zugesandt wird, von wo sie nach England geht, beginnt die Ernte. Es ist indeß Dezember geworden, und Alles eilt in die Ackerbandistrikte, um Heu und Weizen zu ernten. Nach einem Monate beginnt die Zeit des Genusses, da jedoch das Hauptgenußmittel, der Branntwein, sehr theuer ist — das Gläschen kostet 6 Pence oder 65 Pfennige — werden die Taschen auch bald leer, und manchem kommt dann erst die Sorge um die Zukunft. Die Glücklicheren finden noch einen geringen Verdienst; viele gehen Gold suchen, aber der große Ueberrest weiß thatsächlich nicht, was zu beginnen ist. Diese Marauden gehen — auf die „Station“.

Die „Station“ ist die Residenz der Hirten; ein Mensch, der sich diesem Geschäfte widmet, wird technisch „Squatter“ genannt. In der Station ist der Ackerbau unbekannt; das nöthige Mehl wird gekauft und das Fleisch liefern die zahllosen Herden. In einer Station werden Pferde, in der andern Rindvieh, in einer dritten Schafe oder Ziegen gezüchtet, oder vielmehr gehalten. Je nach der Menge Grases hat eine Station 20—100 tausend Schafe. In den Pferde- und Rindviehstationen finden sich 5—10 tausend Stück dieser Thiere. Die Einrichtung einer Station, zu der gewöhnlich 20 englische Quadratmeilen Land gehören, ist ziemlich einfach. Das ganze Gebiet ist in Abtheilungen getheilt, welche der Engländer technisch „Paddock“ nennt. Jeder Paddock ist mit einer „Fence“ (Zaun) umgeben, und muß unbedingt mit Wasser versehen sein, denn die Herden bleiben Sommer und Winter im Freien, da man in Australien Stallungen nicht kennt. Die Herden leben in voller autonomischer Freiheit, ohne durch die Hirten in derselben beschränkt zu werden; die Thiere essen, trinken und ruhen ganz nach Belieben. Die Zäune richten sich nach der Thierspezies, welche auf den Paddocks weidet. Wo Pferde gehalten werden, sind höhere, wo Rinder und Schafe, niedrigere. In Gegenden, in denen Holz genug ist, werden die Zäune aus Stangen gemacht; wo nur Gebüsch ist, werden sie aus Strauch geflochten; und wo weder Holz noch Strauch ohne große Arbeit zu haben ist, hat man Drathzäune; und zwar werden die letzteren am häufigsten angetroffen.

Wasser muß durchaus im Paddock sein. Wo von Natur keins vorhanden, die Weide aber sonst gut ist, wird im Thale ein „Lanck“ (Teich) gegraben, zu dem das Regenwasser von den umgebenden Höhen mittelst Gräben geleitet wird. Man sieht, daß die Einrichtung einer Station, bei dem hohen Preise der Handarbeit, durchaus nicht billig zu stehen kommt. Wenn sie jedoch ein-

gerichtet ist, macht ihre Verwaltung keine großen Kosten, denn die Herden sorgen für sich selbst und es bedarf nur einiger Menschen zur Aufsicht. Deshalb lebt auch der Eigenthümer nur in seltenen Fällen in der Station; die meisten lassen sich durch Verwalter vertreten. Das Leben auf der Station ist ein sonderbares. Der Mensch ist hier eingeschlossen wie im Gefängnisse, ohne Gesellschaft, ohne Zeitvertreib; es gibt nichts, womit einer sich die Zeit vertreiben könnte. Deshalb fühlt sich auch dort nur der kaltblütige Engländer und Schotte in seinem Elemente. Ein Deutscher ist hier ein weißer Nabe. Das hagere Gesicht, dessen Haut an die Knochen festgewachsen ist, die rothen Haare, die stelzenartigen, langen Beine, die ganze wie nach einer Figur aus einem Romane Walter Scotts modellirte Gestalt beweist, daß der Schotte hier der Herrscher ist. Fleisch ist natürlich hier nicht rar, was kommt es darauf an, wenn während der Woche aus solchen Heerden ein Paar Schafe mehr oder weniger geschlachtet werden.

Wenn der Arbeiter im Winter keine Beschäftigung hat, so wandert er von einer Station zu der anderen, und überall erhält er Thee und Fleisch so viel er zu genießen vermag. So wandert er während des ganzen Winters. Nach dem Frühstück erkundigt er sich nach der nächsten Station, und wenn ihm der Weg dahin genau beschrieben ist, nimmt er sein Bündel auf den Rücken und geht seines Weges. Er kommt an dem ersten, dem zweiten und dritten Zaune vorüber, hier laufen die Schafe scheu in die Paddocks; dann trifft er immer näher aneinanderstehende Zäune, die nicht mehr Schafe, sondern Pferde oder Kühe umschließen, um dann an einen weiten Hof mit Federvieh und endlich, gegen Abend, in die Station zu gelangen. Seine ersten Schritte lenkt er der Küche zu, welche sich gewöhnlich in einem besondern, dem Traveller sehr wohl bekannten Häuschen befindet. Ein Glas Thee, das immer bereit steht, und ein Stück Brod, reichen im ersten Momente hin, um den Hunger zu stillen und ihn die nächste Mahlzeit abwarten zu lassen, bei der er nach Fleisch, Thee, Brod — häufig giebtz auch Pudding — ganz nach Belieben zugreifen kann. Hier gilt der Schlachtruf: „Help yourself.“ Kurz vor Sonnenuntergang bittet der Gast den Verwalter der Stifette wegen um Nachquartier, das ihm ohne Weiteres gewährt wird. Er wird in einen Shed, d. h. in ein Gebäude geführt, in welchem sich Tausende von Schlafstellen aufgestapelt befinden; die Schlafstätte ist ganz bequem; da hier während des Winters kein eigentlicher Frost, sondern höchstens leichte Nachfröste herrschen, spürt er in seiner Nachtherberge auch keine Kälte. Am folgenden Tage wiederholt sich das Spiel des vorigen Tages und so vergeht der Winter ohne Noth für den Traveller. Häufig sitzen zehn und mehr solcher Gäste an einem Tische der Station, und alle erhalten satt zu essen. Es bleibt hier also gleich, ob man arbeitet, oder nicht, man lebt herr-

schaftlich, und es giebt wohl kein Land, wo man so leben könnte, wie in Australien. Die Schriftsteller Europas machen den Engländern häufig den Vorwurf der Gefühllosigkeit, des Mangels an Mitleid; hier lernt man einsehen, wie mildherzig der Engländer ist! Das einzige Wölkchen am Lebenshorizonte des Travellers ist die große Entfernung einer Station von der andern und der Mangel guter Wege. Eine Folge hiervon ist, daß Hunderte in der Steppe sich verirren und umkommen. Es ist fürchterlich, in dieser Wildniß allein zu sein, durchs Gebüsch beim Lichte des Mondes zu dringen, bei dessen schwachem Scheine es nur wenigen gelingt sich zurecht zu finden. Ich selber, erzählt unser Emigrant, war einige Male in Gefahr, in der endlosen Steppe umzukommen, namentlich war dies der Fall, als ich ihm vorigen Winter genöthigt war, mich in eine andere Gegend des Landes zu begeben und längs der Ufer des Murray wandern mußte.

Tausend englische Meilen legte ich an den Ufern dieses Riesenflusses zurück, an dem, wie in meiner Seele, eine unaussprechliche Trauer herrscht, die man die echt australische nennen kann. Das gelbliche Wasser strömt geräuschlos dem Meere zu; seit tausend Jahren angefaulte Gummibäume schauen trostlos in dieses Wasser, das zu trübe ist, um sie wiederzuspiegeln. Seltsame Landschaftsbilder stellten sich dem Wanderer dar. An der Stelle, an welcher der Murray seine westliche Richtung verläßt, um plötzlich nach Süden zu strömen, und seine Ufer fünf Mal höher, als die höchsten Gummibäume und so felsig und steil sind, daß man sie kaum betreten kann, wollte unser Wanderer seinen Durst löschen. Er war vom Wege abgekommen und irrte wie ein Mondsuchtiger umher. Er mußte sich mit dem Stocke den Zutritt zum Wasser erkämpfen, den ihm eine Schlange, welche ein nächtliches Bad nahm, streitig machte, — da erschien plötzlich ein Mann, dessen Physiognomie durchaus nicht anziehend war, der aber trotzdem mit Thee den Durst des Ermatteten stillte, ihn mit Brod sättigte und auf den rechten Weg führte. Es war dies, wie unser Held beim Abschiede erfuhr, der gefürchtetste aller Räuber jenseits des Aequators, der berühmte Sullivan. Als der Reisende ein anderes Mal sich verirrete und entkräftet niedergesunken war, wie im Traume den Mond betrachtete, in der Ueberzeugung, daß er ihn das letzte Mal sehe, fand ihn eine wandernde Negertruppe, sättigte ihn und brachte ihn auf den richtigen Weg. Noch sind es nicht dreißig Jahre, seitdem die Weißen sich am Murray anzusetzeln begannen, und kaum zehn Jahre, seitdem Dampfer seine Fluthen durchfurchen, und schon ist der eingeborene Schwarze eine Seltenheit geworden; noch ein Menschenalter, — und er wird verschwunden sein. Niemand rottet die Neger Australiens aus; Niemand verfolgt sie. Ohne daß Gewalt auf sie einwirkte, gehen sie, die seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden an ursprüngliches Naturleben gewöhnt

sind, unter dem Einflusse der Civilisation unter. Ihr Hauptfeind ist der Branntwein, dieser allgemeine Feind der Menschheit, besonders aber der Arbeiterklassen.

Für die australischen Neger ist er ein wahres Gift. Seit Jahrhunderten schlecht genährt, da die Hauptnahrung das Dpossum, eine Rattenspezies, ist, ohne Haus, ja selbst ohne Zelt, da dieser Volksstamm nicht einmal eine Idee von der Konstruktion eines Obdaches hat, ist der Körper des australischen Negers schwach, so daß der englische Branntwein seinen Körper thatsächlich verbrennt. Das Gesetz verbietet nun zwar, den Negern Branntwein zu verkaufen; bis jetzt soll jedoch noch der Schänker geboren werden, der das Gesetz höher als seinen Nutzen achtet. Um Geld zu Branntwein zu erhalten, ist der australische Neger bereit, Kind und Weib zu verkaufen, wenn sich nur ein Käufer findet. In Folge des Branntweingenußes macht sich unter den australischen Negern die Unfruchtbarkeit in erschreckendem Grade geltend, und so ist der Untergang des Stammes nahe. Die Neger Australiens sind übrigens ein sehr gutmüthiger, zutraulicher Volksstamm; ihre Körper sind zwar durch Tätowirung entstellt, doch ist ihre Physiognomie fast durchgängig eine angenehme; die wegen ihres Körperbaus so berühmten Maoris Neu-Seelands haben in ihren Gesichtszügen weit mehr Thierisches, als die Neger des Festlandes Australiens.

Eine Art Sport bieten die wilden Rinder und Pferde. Wenngleich, wie oben gesagt, die Weiden umzäunt sind, entspringen doch viele Thiere und fliehen in die Wüste, wo sie verwildern. Die Jagd auf diese verwilderten Thiere ist der beliebteste, aber auch einzige Zeitvertreib des Squatters. Zur Abwechslung umzäunt er einen Teich, und wenn die abgehegten Thiere durch den offen gelassenen Eingang in die Umzäunung gelangt sind, um ihren Durst zu löschen, schließt er das Thor mittelst einer Leine, und nun werden die Thiere erschossen. Das Fleisch, das man ja im Ueberflusse hat, wird liegen gelassen, das Fell wird verkauft.

Die Thierwelt Australiens ist sehr ärmlich. Das Känguruh ist fast der einzige Vierfüßler; wenigstens ist es der größte. Der nach Australien importirte europäische Hase hat sich dort dermaßen vermehrt, daß er fast schon eine Landplage geworden ist. Er wird nicht geschossen, weil sich die Bewohner vor seinem Fleische ekeln. Ameisen gibt es hier in solchen Mengen, daß man keine Stelle finden kann, wo sie sich nicht befinden. Die europäische Krähe befindet sich schon lange Zeit in Australien; Papageien werden von hier nach Europa exportirt; das langbeinige Emu erinnert an den europäischen Storch. Unter den Amphibien ist die Schlange Königin. Der Biß dieses giftigen Thieres ist so gefährlich, daß der Gebissene in zwei Stunden den Geist auf-

giebt. Da sich die Schlangen hauptsächlich in der Nähe der menschlichen Wohnungen aufzuhalten lieben, sind sie nur um so gefährlicher. Doch auch diese Thiere werden einst vor der europäischen Civilisation verschwinden.

Vom preukzischen Landtage.

Berlin, 4. November.

Viel hat die verflossene parlamentarische Woche nicht zu Tage gefördert, obschon sie den herkömmlichen Glanzpunkt der Sessionen, die allgemeine Budgetdebatte des Abgeordnetenhauses, umfaßte. Die Situation ist durch die neue „Urlaubsdebatte“ nur theilweise geklärt; für die großen Verhältnisse der inneren Politik im Reich wie in Preußen besteht die Unbestimmtheit fort, und sie spiegelte sich naturgemäß auch in der Verathung des Etats wider. Zum ersten Male seit langer Zeit steigen am Horizonte der preukzischen Finanzlage ernstlich drohende Wolken auf. Schon in dem Etat des laufenden Verwaltungsjahres war die Bilanz nur durch eine äußerst knappe Bemessung des Extraordinariums zu erlangen gewesen. Für das nächste Jahr hat man sich mit einem nicht unbedenklichen Kunstgriff zu helfen gesucht, nämlich mit Heranziehung von 16 Millionen Mark aus der eigentlich für Eisenbahnbauten bestimmten französischen Kriegskontribution. Auch diese Maßregel aber genügt nur für den Nothbehelf; für eine lange Reihe mehr oder weniger nothwendiger Bauten, die naturgemäß aus den Extraordinarien des laufenden Etats zu bestreiten sein würden, denkt man im Wege des außerordentlichen Credits zu sorgen. Zu diesem Zwecke soll eine Anleihe von nahezu 127 Millionen aufgenommen werden.

Eine solche Lage mußte die Kritik mehr als je herausfordern. Centrum und Fortschrittspartei säumten auch nicht, der Herausforderung Folge zu leisten. An einer Finanzkapazität gebricht es der Partei des Herrn Windthorst durchaus. Die herzlich schlechten Witze des Freiherrn v. Schorlemer werden Herrn Camphausen die Ruhe des Gemüths wenig gestört haben. Ungleich sachlicher, und darum unschwerer zu pariren, waren die Angriffe des Statskünstlers der Fortschrittspartei. Dem in der Woche zuvor eingenommenen radikal oppositionellen Standpunkte entsprechend, war die Offensive des Herrn Richter-Hagen schärfer und rücksichtsloser, als je zuvor, zugleich aber auch einseitiger und kleinlicher. Er gefiel sich in maßlosen Uebertreibungen, was nicht allein den Ministern